

**Silke Heckmann      Abschiedspredigt zu Markus 9,14-29  
am 21. Januar 2015, Orthopädische Klinik Markgröningen**

Liebe Gemeinde,

Jesus kommt vom Berg herab mitten hinein in einen Streit.

Jesus kommt vom Berg der Verklärung herab; er war auf einen Berg gestiegen mit dreien seiner Jünger und es ist erstaunliches an ihm geschehen: er wurde licht, strahlend weiß, transparent für die Herrlichkeit und Klarheit Gottes, und aus dem Himmel spricht eine Stimme: Dies ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören. Von diesem Erlebnis kommt er her, solchermaßen verklärt, gestärkt und in Kraft gesetzt kommt er. Und nun der Streit zwischen den Jüngern und Schriftgelehrten. Worum ging's da? Die Jünger hatten versucht, den Jungen zu heilen und konnten es nicht. Was kann man ihnen vorwerfen? Haben sie den Mund zu voll genommen, zu viel versprochen? Haben Sie einen Fehler gemacht? Was ist schiefgelaufen? Haben sie sich gar auf den falschen berufen?

Sie konnten's nicht. Ihr Können hat nicht ausgereicht.

Der sprachlose Geist blieb von ihren Versuchen, ihn zu vertreiben, unberührt. Sie konnten's nicht.

Nun schilt Jesus. Wir haben nur die Worte überliefert bekommen. Wir hören nicht den Tonfall mit dem Jesus spricht. Spricht er streng und ärgerlich? Oder spricht er kopfschüttelnd und ein wenig seufzend: O, ihr ungläubiges Geschlecht. Je nach dem, was wir mit unserem inneren Ohr hören, gewinnen wir auch von Jesus einen Eindruck.

Ausführlich erfahren wir nun die Symptome der Krankheit, erahnen das Leiden des Jungen und können uns einfühlen in die Not des Vaters, das mitanzusehen zu müssen und nicht helfen zu können. Noch nicht einmal ein tröstendes Gespräch ist möglich, denn der Geist macht den Jungen ja sprachlos. Er kann nicht sagen wie er sich fühlt, versuchen im Austausch mit anderen seine Krankheit erträglicher zu machen. Er ist stumm, sprachlos, immer wieder starr, gefangen und sich selbst beraubt. Er ist nicht autonom, seinen Willen kann man nicht erfragen, was gut für ihn ist, müssen andere entscheiden.

Und nun das dramatische Gespräch zwischen Jesus und dem Vater.

Wie ein Arzt lässt sich Jesus die Symptome schildern und in seiner Gegenwart brechen sie auch sofort hervor. Und dann die Bitte des Vaters: Wenn du etwas kannst, so erbarme dich unser und hilf uns.

Nachdem die Jünger es nicht konnten, kann es vielleicht der Meister. Unsere menschliche Erfahrung zeigt, dass es oft gut ist zum Chef zu gehen. Der kann ja zumeist mehr. Der Vater spricht Jesus auf der Ebene des Könnens an. Es leuchtet ein, wer etwas gelernt hat und geübt hat, der kann was, der ist der Meister. Der hat die Fähigkeit, die Erfahrung und die

Kompetenz. Das Können, das haben wir uns erworben. Und wer der Meister ist, der Chef, kann mehr als die anderen.

Wenn du etwas kannst. Gerade das nun weist Jesus zurück. Es geht nicht um's Können; das Können ist gescheitert; das Können hat seine Grenze erreicht. Schmerzhaft erleben wir es täglich hier in diesem Hause oder anderswo, dass das Können Grenzen hat, das man es trotz allem Einsatz nicht hingekriegt hat. Schmerzhaft und zuweilen beschämende Erfahrungen. Ich hab's nicht gekonnt.

Alle Dinge sind möglich, dem, der da glaubt, sagt Jesus dem Vater.

Alle Dinge sind möglich. Jesus sagt nicht. Wer glaubt, dem gelingt alles. Er sagt nicht: Wer glaubt, kann alles. Diesem kleinen Wort „möglich“ auf die Spur zu kommen, mag sich lohnen. „Möglich“, das ist wie ein Spalt in unserer Wirklichkeit, der uns hineinblinzeln lässt in etwas Neues.

Es mag uns öffnen dafür, neben der Vernunft und der rationalistischen und naturwissenschaftlichen Betrachtung von Mensch, Natur und Welt noch eine andere Wahrheit zu sehen, eine Wahrheit jenseits des Messbaren, eine Wahrheit, die noch anderes über uns sagt, als unsere Zahlen und Werte, die wir erheben.

Eine Wahrheit, die die Dimension des Göttlichen in unserem Leben bezeugt und nicht beim menschlichen Können stehenbleibt.

Alle Dinge sind möglich: Gottes Wirklichkeit und unser Leben können aufeinander treffen, so wie in der Begegnung von Jesus, dem Gottessohn und dem Vater und dem Sohn in dieser Heilungsgeschichte. Alle Dinge sind möglich, dem, der da glaubt.

Damit wird auch deutlich, dass der Glaube nicht auf die Seite des Könnens gehört, dass er keine Methode ist, um gesund zu werden oder um Heilungsprozesse zu beschleunigen. Der Glaube kann nie zu einem Können werden, das ich anwende und dann gelingt es.

Der Glaube ist nichts, das mir zur Verfügung stünde, den ich habe wie einen Besitz, einen Gegenstand oder eine Fähigkeit, die ich mir erworben habe. Der Glaube macht sich hier allein an dem Wort „möglich“ fest. An dem Vertrauen, dass diese andere Wahrheit, die Wahrheit Gottes wirksam werden kann, dass das Göttliche mich in meinem Leben berühren und wandeln kann. Möglich.

Der Vater hat das in diesem kurzen Augenblick begriffen: Daher sein erschütterter Ruf: Ich glaube, hilf meinem Unglauben.

Der Vater lässt sich fallen in diesen Glauben, das „alles ist möglich“ öffnet ihn, aber er spürt, dass er dabei angewiesen ist auf Hilfe, denn der menschliche Glaube bewegt sich immer auf dünnem Eis. Es braucht den, der mich mit meinem Glauben trägt, denn auch da gilt: nicht mein Glaube trägt mich, sondern Christus trägt mich, mich mit meinem Glauben, wie kein und groß er auch sein möge, wie angefochten und vom Zweifel umtost er auch sein möge.

Und dann die erlösende Heilung; der böse Geist hört Jesu Worte. Auf ihn muss er hören. Auf den Gottessohn, der vom Berg der Verklärung kommt, der von Gott in Kraft gesetzt ist, den muss er hören. Und der Knabe lag da wie tot. Ja, genau so liegt er da und so muss es wohl

auch sein. Denn er muss jetzt aufstehen, allein aufstehen, auferstehen in ein neues Leben hinein, in sein Leben; jetzt wird er das Sprechen lernen; wird endlich „Ich“ sagen können und ein eigener Mensch sein, nicht mehr stumm und starr gemacht, nicht mehr hin und her geworfen, sondern lebendig und frei.

Vor dem Hintergrund dieser Geschichte verstehe ich auch den Dienst der Klinikseelsorge.

Klinikseelsorgerinnen haben den Glauben nicht wie eine Sache oder eine Fähigkeit; wir bringen ihn auch nicht zu den Menschen. Wir können uns nur dem Ruf des Vaters anschließen: Ich glaube, hilf meinem Unglauben.

Wir wollen uns aber offen halten für das „alles ist möglich, dem der da glaubt“, offen halten für die Wirksamkeit Gottes.

Und nun wage ich mal einen steilen Satz, und das ist nun meine ganz persönliche Haltung: Klinikseelsorger gehören auch nicht auf die Seite des Könnens. Sie sind wie die Jünger: Sie können´s nicht. Damit meine ich nicht, dass wir keine Fähigkeiten haben oder nicht hilfreich sein können, wir sind gut ausgebildet und arbeiten unter hohen Ansprüchen an unsere Professionalität. Aber wir sind wie die Jünger. Sie konnten´s nicht. Unser Dienst ist nicht an Erfolgen messbar. Ein Gelingen eines Gesprächs ist nicht planbar oder vorhersehbar, eine Begegnung von Mensch zu Mensch ist in ihrer Vielschichtigkeit und auch spirituellen Dimension nicht standardisierbar, gelingend wiederholbar und nur schwer in Verfahrensanweisungen zu beschreiben. Wir sind uns der Grenzen des Könnens bewusst, müssen aber an ihnen nicht verzweifeln, weil wir das kleine Wort „möglich“ ernst nehmen.

Darin sind wir Klinikseelsorger auch wie der Vater: Vertrauen auf das Wort: Alles ist möglich, dem der da glaubt.

Wir erleben hier täglich Wunder; wir sind Zeugen von Wundern, gewürdigt dies mitzerleben. Wir sind Zeugen von Heilung, die mehr ist als gesund werden, wenn jemand hineinfindet in sein Leben auch wenn körperliche Einschränkungen bleiben. Wir sind Zeugen von Auferstehung – hier in der Orthopädie im wahrsten Sinne des Wortes, wenn einer nach langer Zeit wieder aufstehen kann. Ich erinnere mich noch gut an eine Patientin, die viele Wochen hier im Rollstuhl saß und mir sagte: Die Ärzte haben wenig Hoffnung, dass ich je wieder laufen kann und die am Ende hier aufrecht an zwei Gehstützten selbständig dieses Haus verlassen konnte.

Klinikseelsorger sind wie die Jünger: Sie können´s nicht.

Mir ist es manchmal so gegangen, dass ich gern etwas gekonnt hätte. Besonders auf der Intensivstation. Wenn ein Mensch beatmet wird, wenn Gespräch im üblichen Sinn nicht möglich ist, wenn man nicht weiß, ob und was der Patient hört, wenn er nicht bei Bewusstsein ist. Dann hätte ich es gern gekonnt, eine Infusion anlegen, einen Wert deuten, eine Maßnahme ergreifen. Etwas hilfreiches und sinnvolles Tun, nicht nur dastehen am Bett.

Aber grad weil ich es nicht konnte, fand ich meinem Ort: da ging es nur um´s Dasein, aushalten, mich dem Menschen und der Situation aussetzen, bleiben und sich nicht entziehen.

Da zu sein, zuzuhören oder zu schweigen, das Lachen und das Weinen teilen mit den Angehörigen, den Schwestern und Pfleger, Ärzten, in aller Hoffnung und Verzweiflung innerlich für sich selbst und den anderen zu Christus zu rufen: Ich glaube, hilf meinem Unglauben; dabei zu bleiben, wenn man nichts mehr machen kann. Da ist mein Ort in diesem Krankenhaus gewesen in der Grundhaltung: Ich kann's nicht, ich glaube, ich setze mein Vertrauen auf diesen Gott, der in meine Wirklichkeit hineinbricht, der lebendig und frei macht kann, der heilt und zum Aufstehen hilft. Amen